

Alte Zeit.

I.

Gothische und romanische Baudenkmale.

„Wenn diese Steine reden könnten!“ In wessen Seele ist nicht unwillkürlich schon dieser Gedanke erwacht, wenn er bei nächtlicher Weile durch die Strassen und über die Plätze einer grossen Stadt schritt, unbeirrt durch das am Tage da herrschende Hasten und Treiben. Diese Paläste, Kirchen und Häuser haben aber in der That die Bedeutung von Fragmenten eines sehr lehrreichen Buches, das für denjenigen, der es nicht zu lesen weiss, mit sieben Siegeln verschlossen ist, für denjenigen aber, welcher den Schlüssel zur Enträthselung seiner steinernen Lettern besitzt, eine nie versiegende Quelle von heiteren und ernsten, erhebenden und erschütternden Geschichten ist. Die Steine reden schon, aber man muss sich darnach umgethan haben, ihre Sprache verstehen zu lernen.

Jeder mit Verständniss unternommene Rundgang durch eine Stadt ist daher fruchtbringend nach mehr als einer Richtung hin; wollte man die volle Ausbeute, welche bei

einer in diesem Sinne mit Gewissenhaftigkeit und Vertiefung unternommenen Wanderung zu gewinnen, vollständig haben, man müsste ein Werk zu Stande bringen, das für den Culturhistoriker, den Kunstgelehrten, den Politiker und den Philosophen eine Fundgrube höchst schätzenswerthen Materials sein würde. Ja derjenige, welcher mit der nöthigen Fülle von Kenntnissen ausgerüstet, an ein solches Unternehmen ginge und die geistige Energie besässe, Alles, was er da fände, in ein überschauliches Bild zusammenzufassen, würde ein Buch schaffen, das Jedem, mag er nun die Feder oder das Schwert, das Szepter oder den Meissel führen, mit dem Zollstab oder dem Pinsel hantiren, Neues und Anregendes und selbst dem müssigen Genussmenschen Erheiterung und Zerstreung bringen würde.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser dieser Schrift gestellt, ist eine weit bescheidenere; seine Absicht geht dahin, bei den hervorragendsten Bauwerken, welche das Auge während eines Ganges durch unsere Stadt fesseln, kurz zu verweilen und in grossen Zügen anzudeuten, wie so Wien den architektonischen Charakter gewonnen, den es heute zeigt.

Alle Welt weiss, dass die Anfänge Wiens bis in die Römerzeit zurückreichen; es war damals ein römisches Castell und Lager; zu verschiedenen Zeiten gemachte Funde, die in dem städtischen Museum aufbewahrt sind, machen die Annahme zulässig, dass es schon damals neben seiner militärischen Bedeutung auch jene einer weitausgedehnten Ansiedelung hatte, in der Handel und Wandel getrieben wurde. Mit dem Falle Carnuntums verschwindet es für Jahrhunderte

aus der Geschichte, es hatte seine Rolle vorläufig ausgespielt; es ist wohl mit Recht anzunehmen, dass in diesen Tagen der Ort wiederholt heimgesucht wurde von den verheerenden Zügen der Völkerstämme, welche von Norden und Osten aus, Alles vor sich niederwerfend, sich gegen Süden und Westen ausbreiteten.

Erst im Jahre 1043, ein Jahrhundert nach der Besiegung der Ungarn auf dem Lechfelde, gab die Erweiterung der neugebildeten Ostmark bis an die Leitha und die Errichtung mehrerer befestigten Punkte, den Anstoss Wien wieder zu einiger Bedeutung zu erheben, dessen eigentliche Colonisation ungefähr in der Mitte des eilften Jahrhunderts mit deutschen Ackerbauern und Kriegern in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1137 hatte Wien bereits den Rang einer Stadt, in einem Briefe des Herzogs Leopold VI. an den Pabst Innozenz III. wird Wien sogar als eine Stadt erwähnt, die nächst Cöln zu den vorzüglichsten Städten zählt und in Urkunden aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erschienen angesehene Rittergeschlechter und Bürger der Stadt als Zeugen bei fürstlichen Schenkungen. Demgemäss muss die Stadt, wohl zumeist in Folge ihrer von den namhaftesten Geographen und Geologen anerkannten ausserordentlichen günstigen Lage schon damals, die in der Gegenwart so sehr bethätigte Eigenschaft besessen haben, sich mit zauberhafter Raschheit auszubreiten und in schnellem Aufschwunge weithin eine Anziehungskraft zu üben, welche ihr immer neue und stets bedeutendere Einwohner zuführte. So wurden denn auch durch das oben betonte Emporblühen

die österreichischen Markgrafen bewogen, ihren bleibenden Wohnsitz dahin zu verlegen.

Alles, was bis zu diesem Zeitpunkte das bauliche Wien bildete, ist vollständig von der Erde verschwunden, oder liegt tief unter ihr begraben, so dass man in der ganzen grossen Stadt nicht ein Baudenkmal findet, dass Kunde gäbe von jenen verklungenen Tagen, doch stiess man, wie gesagt, beim Graben von Kellern und Canälen wiederholt auf Mauerreste, welche sich als Bestandtheile von römischen Bauwerken erwiesen.

Aber auch die aus der romanischen Periode auf uns gekommenen Bauwerke sind bei weitem nicht so zahlreich wie in anderen hervorragenden Städten; dies wird in der sehr fleissig gearbeiteten, vom Stadtarchivar Weiss redigirten und vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein aus Anlass der vierzehnten Versammlung deutscher Architekten in Wien im Jahre 1865 herausgegebenen Zeitschrift „Alt- und Neu-Wien“ ganz zutreffend dadurch erklärt, dass Wien schon damals einen grösseren Antheil am Weltverkehr hatte, also naturgemäss häufigen Veränderungen unterworfen war; da es ferner ursprünglich auf kleinem und beschränktem Territorium emporblühte, erlebte es in ziemlich rascher Folge Städterweiterungen, so dass am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts die innere Stadt ungefähr die Gestalt hatte, welche sie vor Beginn der neuesten Umgestaltungen bsass. Zur Zeit, da es der Sitz der Herzöge war, entbehrte es des Glanzes einer reichen Hofhaltung und es wurde erst als in der Hofburg Kaiserliche Majestäten resi-

dirten, der Wohnsitz eines durch grossen Güterbesitz und Prunkliebe ausgezeichneten Adels; auch geistliche Stiftungen und Klöster bethätigten erst in der Blüthezeit des Mittelalters die Neigung zu Luxusbauten. In den bürgerlichen Kreisen zeichnete sich aber Wien im Mittelalter durch häufige Aenderungen im Hausbesitze aus und die überwiegende Mehrheit der Häuser, kaum in dem Besitze der dritten Generation verbleibend, erlebte zahlreiche Umgestaltungen. Handel und Verkehr machten die Vermehrung der Strassenzüge nothwendig, an denen Wien schon in der ältesten Zeit Mangel litt und auch noch dann als dem ursprünglichen Gebiete neue Stadttheile angewachsen waren. Zu all dem kommt aber noch in Betracht, dass Wien seit dem zwölften Jahrhundert siebenmal der Schauplatz heftiger, ganze Stadttheile einäschernder Feuersbrünste war, dass ferner die Vorstädte zweimal zur Zeit der ersten und unmittelbar vor dem Eintritte der zweiten Türkenbelagerung abgebrochen wurden, und dass in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mehr als zwanzig Gotteshäuser abgebrochen wurden.“

Das wichtigste Baudenkmal aus der romanischen Zeit, das wir besitzen, bildet einen Hauptbestandtheil des grossartigsten Monumentalbaues, der Wien schmückt, es ist die Hauptfaçade des Stefans-Domes, eines Werkes das zu den schönsten der Architektur überhaupt zählend, uns Wienern so ans Herz gewachsen ist, dass wir ohne begeisterte Bewunderung nicht davon reden können. Trotz der stylistischen Verschiedenheit die zwischen der Westfaçade und dem Langhaus und dem Chor recht in die Augen fallend her-

vortritt, möchte ich doch diese Kuppelung von romanischer und gothischer Bauweise nicht missen; der Gegensatz, der hier vorliegt, ist kein solcher, dass er dem einheitlichen Gesamteindruck des Ganzen erheblich Abbruch thäte, wenn man den Dom betrachtet, so hat man im Gegentheile die Empfindung, als wären die beiden disparaten Theile durch die Jahrhunderte so ineinander gewachsen und in Eins zusammengescholzen, dass sie gar nicht mehr getrennt von einander gedacht werden können. Man hat es in einem wundervoll ausgeführten Beispiele vor sich, wie der Spitzbogenstyl sich aus dem Rundbogenstyl entwickelte. Das reichornamentirte Portal mit der im Spitzbogen geöffneten Vorhalle, der phantastische Schmuck der Aussenwand, die polygonen Thürme mit ihren Giebelkränzen und rundbogigen Fenstern, die in ihrer Mannigfaltigkeit doch ernste, nahezu schwere Architektur dieser Façade ist eine ganz würdige Einleitung zu der Schönheit, die uns im Langhause und im Chor, in dem kühnen Schwunge der sich über die frei und leicht aufstrebenden Pfeiler wölbenden Hallen entgentritt und in den beiden, namentlich aber in dem ausgebauten südwestlichen Thurme ihre Krönung erreicht. Selbst Schnaase, der die Verhältnisse des Domes nicht immer glücklich findet, urtheilt mit unverkennbarer Wärme über das Werk und spricht es auch aus, dass das Ganze und vor allem der Chor ein einfacher, tüchtiger Hallenbau mit seinen wohlgegliederten, schlanken Pfeilern einen ernsten und würdigen Eindruck mache. Vielgereiste Wiener Kinder, die sich in der Fremde als Künstler einen weithin hallenden Ruf erworben, haben mir wiederholt erzählt, wie ihre Herzen, ihr

Blut, ihr ganzes Wesen in Aufruhr gerieth, als ihnen nach Jahren wieder die Kreuzblume des Stefansthurmes entgegenwinkte; Leute, die mit ehrfurchtsvollen Schauern die schönsten gothischen Kirchen und Thürme gesehen, haben mich versichert, dass ihnen nirgendwo das Prinzip der Gothik, die kühne aufstrebende Pyramidenform mit so viel sittlichem und künstlichem Ernst, so bis in das kleinste Ornament, von dem mächtigen Fusse, bis zur zierlichen Kreuzblume als massgebendes und bestimmendes Moment erschienen wie hier; es ist ein tausendfach reges Streben, sich in die Höhe zu heben, ein nie rastendes Tasten und Wachsen nach dem Lichte in dem Steinbau versinnlicht; Alles ringt empor und will Spitze werden; und selbst die Bauglieder, welche wie aufgehallen in diesem Trachten zu schmückenden Ranken oder Baldachinen wurden, drängen sichtbar nach dem Aether; der eine kolossale Thurm ist ein ganzer Bund von Thürmen, deren einer aus den andern hervorzutauchen scheint, immer höher hinauf in Fialen und Gibeln. Ja der Rautenschmuck des Thurmhelmes muthet uns an wie die Knospen einer hoch ihre Blüthen hebenden Blume, die noch verschlossen blieben, aber bereit sind von der Sonne wach geküsst, die Formenpracht der Blume noch höher zu treiben. Der Thurm erscheint eben wie eine Pflanze, die ihrem innersten Lebensprinzipie folgend, die Krone dem blauen Himmelsgewölbe zukehrt, da trägt nicht blos Alles oder wird getragen, es wächst Alles und Jedes fördert das Wachsen des Andern! Ich kann es daher nicht gelten lassen, dass Schnaase diese pyramidale Bildung des Thurmes eine abstrakte nennt, sie erscheint mir als eine so lebens-, so inhaltsvolle, wie nur

je ein architektonisches Werk ausgezeichnet hat und wenn jemals der Ausdruck durchseelt auf ein Steingebilde mit vollem Rechte angenommen werden konnte, so war es diesem Wunder der Gothik gegenüber!

Auch die Betonung des „Alleinstehens“ des Thurmes scheint mir aus einem Missverständnisse hervorzugehen. Wie wenig der Thurm in Wahrheit allein steht wird Jedermann klar sein, wenn er an sich die Zumuthung stellt, sich ihn fort zu denken; die Thatsache, dass man es kaum über sich gewinnt, diesen Gedanken auch nur festzuhalten, geschweige denn auszudrücken, findet nicht etwa blos darin ihre Erklärung, dass wir von Jugend an Kirche und Dom als Eines zu sehen gewohnt sind, sondern ist vielmehr in höherem Sinne darin begründet, dass der Thurm in der That der organische Abschluss und die Krönung des Ganzen ist, jeder Pfeiler, jeder Giebel predigt seine Nothwendigkeit, ohne ihn wäre alles nur halb, er ist die bessere, ja die edlere Hälfte des Ganzen, die dem anderen Theile nicht blos zugewachsen, sondern eine Weiterleitung, eine nothwendige Erhöhung des Uebrigen bedeutet.

Im Jahre 1839 wurde der Umbau des Thurmhelmes mittelst eines mit Stein verkleideten Eisengerippes vorgenommen; aber schon im Jahre 1859 sah sich das von Sr. Majestät dem Kaiser berufene Dombau-Komité wegen des Herabfallens einzelner ornamentaler Theile veranlasst, den Antrag zu stellen, den Thurmhelm abzutragen und neu herzustellen. Der Antrag wurde im Jahre 1860 von Sr. Majestät genehmigt und im Jahre 1861 ging der zum Dombaumeister

ernannte Architekt Leopold Ernst, der sich bereits durch den im Jahre 1853 begonnenen Ausbau der Giebel, als der richtige Mann zu solcher Aufgabe bewährt hatte, daran, die Pläne auszuarbeiten. Bei dem im Jahre 1862 erfolgten Tode Ernst's waren wohl bereits einige Schichten neu aufgebaut, die Pläne jedoch noch nicht definitiv festgestellt und genehmigt. Glücklicherweise fand sich in dem Baukünstler Friedrich Schmidt eine Capacität, welche die volle Tüchtigkeit, Energie, durchgreifende Bildung und Begeisterung mitbrachte, um das begonnene Werk in befriedigendster Weise zu Ende zu bringen. Zum Dombaumeister ernannt, führte Schmidt nach der von ihm festgestellten constructiven Anordnung, den Thurmbau in anderthalb Jahren aus, so dass am 18. August 1864 die Kreuzeserhöhung feierlich vorgenommen werden konnte! Der Helm war unter seiner Leitung, dem Systeme Ernst's entgegen, ohne Eisenverankerung aufgebaut. Selbstverständlich setzte Schmidt auch die übrigen von Ernst am Dome begonnenen Restaurationsarbeiten fort. Die künstlerische Individualität dieses Baukünstlers, der strenge Ernst, ja der Eifer, mit dem er seinem Berufe obliegt, die reiche Erfahrung, die er sich erworben, befähigten ihn, dies in einem Geist zu thun, der diese Arbeiten als echte Weiter- und Fortbildungen erscheinen lässt. Ich werde noch wiederholt mich mit diesem hochbegabten Künstler beschäftigen und Gelegenheit haben, seine Tüchtigkeit und den fördernden Einfluss, den er auf die bauliche Zukunft Wien's genommen, zu würdigen, aber trotz all der Anerkennung, die ihm beinahe in Rücksicht all der Werke, die er geschaffen, zu zollen ist, muss doch gesagt werden, dass er mit keinem

Objecte sich mehr Anerkennung verdient, als gerade mit diesen Arbeiten; sie sind nach dem Ausspruche eines seiner gefeiertsten Collegen, eines genialen Künstlers, dessen Schönheits-Ideal freilich ganz anders aussieht, das Beste, was er „all sein Lebtag gemacht“.

Als Beweis, wie langsam unsere Väter bauten, mag folgende Notiz hier Platz finden: im Jahre 1359 wurde der Grundstein zum Langhause gelegt, im Jahre 1466 wurde es erst vollendet. Eine der schönsten Zierden des so herrlichen Innenraums, ist die reich ausgeführte Kanzel mit dem Brustbilde des Meisters Pilgrem; manchen vermeintlichen Schmuck möchte ich freilich, als gar nicht zu dem Style des Ganzen passend, wegwünschen; von dem Feingefühle Schmidt's ist wohl mit Grund zu hoffen, er werde seinen Einfluss zur Beseitigung derartiger Anomalien verwenden.

Ausser dem Stefansdome ist von den älteren Kirchen zunächst die Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) zu erwähnen; der Bau umfasste mehr als fünfzig Jahre und ist dies auch ziemlich ersichtlich; vor allem fesselt an dieser Kirche das Portal mit dem genial gedachten Baldachine und der Thurm mit seinem reichen, zierlichen Maaswerk das Auge des Beschauers; das Innere der Kirche enthält schöne Glasmalereien. Wegen der wunderlichsten und naivesten Mischung der Baustyle ist die Kirche zu St. Michael interessant; ein Renaissance-Portal und dann gothische und romanische Theile; hier treffen wir ein ausgebildetes Pfeilersystem mit spitzbogigen Arkaden neben kleinen halbrunden geschlossenen Fenstern; im Langhause die alten Formen von

Lesenen und Bogenfriesen, an den Querschiffecken Anläufe zu Strebepfeilern. In der Ornamentik der Capitäle überwiegt noch der alte romanische Typus, nur einzelne haben Anklänge an ein mehr naturalistisches Laubwerk unvermittelt alte Formen neben Neuem, ein naives Nebeneinander zweier entgegengesetzter Richtungen. Als schöne Portale sind noch anzuführen jenes in Renaissancestyl ausgeführte an der Salvatorkapelle und das reich gegliederte im Spitzbogen sich öffnende Portal der Minoritenkirche mit den interessanten Sculpturen in dem dreifach getheilten Tympanon. Doch sagen wir auch ein Wort über die Profanbauten der alten Zeit.

Die Wiener von heute, gewöhnt in grossen Zinsburgen zu wohnen, würden sich schwer in die Art finden, wie ihre Voreltern sich ihr Heim geschaffen. Da hoben sich die Häuser auf schmäler und tiefer Basis in mehreren Geschossen mit steilen Dächern, die grösstentheils mit Schindeln gedeckt waren, nur die Häuser der allerreichsten Leute waren mit Erkern geschmückt, hie und da ragte auch ein kleiner Thurm auf; die Wände waren mit Malereien und Schildern bedeckt; im Innern waren die Häuser ziemlich wohnlich, mit allerlei kostbarem Geräth ausgestattet, eine besondere Leidenschaft für Singvögel zeichnete die Wiener damals aus, sie gehörten zu jener Zeit zu jedem eleganten Haushalte gerade mit derselben Nothwendigkeit, wie vor wenigen Jahren die Papageien. Dass die Strassen Wien's einen Schmuck besassen, den sie gegenwärtig vollständig entbehren, wissen wir gleichfalls; Wien hatte Lauben, die in Zukunft freilich eine schöne Nachkommenschaft in den Arkadengängen finden werden, die bei

der Neugestaltung einiger Stadttheile zur Ausführung kommen sollen. Eine anschauliche Schilderung der Art, wie die Wiener im fünfzehnten Jahrhundert wohnten, gibt der Geheimschreiber Kaiser Friedrich III, der nachmalige Papst Pius II., Aeneas Silvius; wir erfahren daraus auch, dass Wien in seinen zahlreichen Weinkellern fast eben so viele Bauten unter als auf der Erde hatte. Die Strassen und Gassen hatten, dieser Quelle zufolge, Steinpflaster von solcher Festigkeit, dass dasselbe „von den Wagenrädern nicht zerbrochen werden konnte“. Das Wiener Pflaster besass also damals schon die berühmte Stärke, welche ihm bis heute geblieben.

II.

Renaissance, Zopf. Fischer von Erlach.

Von allen Bauten, die im Style der Frührenaissance grösstentheils von italienischen Baukünstlern in Wien ausgeführt wurden, ist nur das schöne Eingangsthor des Schweizer Hofes in der Burg geblieben, das nach der wohl erhaltenen Inschrift im Jahre 1552 erbaut wurde.

Um so reicher und durch ganz ausgezeichnete Bauwerke ist die Spätrenaissance in Wien vertreten. Ein glücklicher Zufall, der sich in ähnlicher Weise in unseren Tagen wiederholen sollte, fügte es, dass sich, da in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Baubewegung die Residenz mit einer Anzahl von Monumentalbauten schmücken sollte, eine Reihe von ganz ausgezeichneten Baukünstlern hier zusammenfand, welche alle, obwohl der ältere Fischer von Erlach unter ihnen der Genialste genannt werden muss, doch durch gewisse, ihnen gemeinsame Vorzüge so ausgezeichnet sind, dass die von ihnen geschaffenen Werke den Stempel Einer Geschmaksrichtung an sich tragen. Die grosse Anzahl der schönen Bauten, welche die Namen Johann, Bernhard Fischer von Erlach, Dominik Martinelli und

Lucas von Hildebrandt auf die Nachwelt gebracht, legen glänzend Zeugniß ab für den grossen Blick und die gründliche Bildung dieser Männer. Alle verstanden es im höchsten Masse, das gegebene Terrain glücklich zu benützen, die von ihnen entworfenen Bauwerke wirksam zu stellen, sie interessant zu gestalten und ihnen einen architektonischen Mittelpunkt zu geben, der die Gesamtanlage beherrschend, zugleich auf die Bildung der Nebenbauten bestimmend wirkte. Der Sinn für das Grosse und Ganze, der sie beseelte, leitete sie auch stets dazu an, die architektonische Umgebung, in der sich ihre Bauwerke erheben sollten, mit der nöthigen Aufmerksamkeit in's Auge zu fassen und sie gestalteten ihre Werke dann so, dass sie, wie sie selbst von einem Mittelpunkte ausgingen, wieder den Brennpunkt einer Baugruppe bildeten; sie benützten den ihnen zu Gebote stehenden Raum mit weiser Oekonomie im Interesse der Schönheit, aber sie streckten und reckten, bückten und drückten sich nicht, von den Beweggründen des ordinärsten Nützlichkeitsprinzipes gelenkt, um am Raume zu sparen. Daher sind die von ihnen erbauten Palläste, wirkliche Palläste und nicht Nutzbauten, deren reichgeschmückte Façaden über die Aermlichkeit, Nüchternheit und Kleinlichkeit der inneren Anlage hinwegtäuschen sollen. Diese Bauten sind von innen heraus reich gehalten, jeder Raum ist dazu verwendet, um die Stattlichkeit des Gebäudes hervorzuheben um seinem Hauptzweck, schön zu sein, zu dienen, von einer Ausnützung des Bauareales in dem Sinne, dass darnach getrachtet werden müsse, auf einem verhältnissmässig beschränkten Raume so und so viel Ubikationen herauszubringen und eine Findigkeit in der

Schaffung von Lokalitäten zu bethätigen, welche den Bauherrn in Staunen versetzen soll, ist da niemals die Rede. Darum schwindet, wenn man durch das grossartig gedachte Portal in das Vestibul eines dieser Gebäude tritt, nahezu das Bewusstsein von der Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens, kleinlichen Rücksichten Rechnung zu tragen. Beinahe nie hat man die peinliche Empfindung, welche uns bei den Bauwerken von heute so oft überkommt, das Alles besser und schöner hätte werden müssen, wenn nur der Baukünstler freie Hand behalten hätte, nach seinen Einfällen und nach seiner Ueberzeugung zu arbeiten oder nebst dem Schaffungstalente zugleich jenes besessen hätte, die Opportunitätsbedenken des Bauherrn zu beseitigen und ihn zu bewegen, seinen Rathschlägen nachzugeben. Diese kurze Charakteristik der gemeinsamen Vorzüge der genannten Künstler wäre aber sehr unvollständig, wenn ich nicht schliesslich ganz besonders eine ihrer hervorstechendsten Eigenschaft betonen würde, die freilich, so sehr sie mich anmuthet, in den Augen vieler und ganz gewiegter Theoretiker als ein Fehler, als eine Verirrung erscheint; ich meine den überraschend feinen, bis zur höchsten künstlerischen Treffsicherheit entwickelten Sinn für das Malerische, das wohl mit ein Haupterklärungsgrund für die effektvolle Art ist, wie die Silhouette ihrer Bauten sich von dem Hintergrunde abhebt. Ich weiss, dass ich hier ein kleines Verbrechen begehe, indem es ja für die Männer der Schule feststeht, dass weder ein Plastiker noch ein Architekt die Tugend besitzen dürfe, Werke zu schaffen, die einen malerischen Eindruck machen, da das, dem Systeme der Architektur und der Plastik entgegen, moderner Barbarismus u. s. w. sei. Diese Frage ist

nicht mit ein paar Worten zu entscheiden, sie ist wichtig genug, um eine selbstständige und tiefgehende Behandlung zu verdienen; ich werde wohl demnächst Gelegenheit nehmen gründlicher auf dieses Thema zurückzukommen und begnüge mich einstweilen, den Wunsch auszusprechen, unsere heutigen Architekten möchten etwas mehr Sinn für das Malerische betheiligen, als dies bisher der Fall gewesen.

Bei der ausserordentlich fruchtbaren Thätigkeit, welche die genannten Künstler, beinahe gleichzeitig in Wien lebend, hier entfalteten, ist es wohl von Interesse, ihre Bildungsgeschichte in einem kurzen Lebensabrisse zu geben. Bezeichnend ist, dass alle drei ihre Jugend in Italien zubrachten und dort sich zu Meistern heranbildeten.

Johann Bernhard Fischer von Erbach war zu Prag im J. 1650 geboren. Er durchreiste in seiner Jugend Italien und nahm einen längeren Aufenthalt in Rom; dort begeisterte er sich an den Werken Lorenzo Bernini's, der durch seine Scala regia im Vatican, die Treppe im Palazzo Barberini, die Vorhalle, die mächtige Colonnade am St. Peter einen Weltruf erworben. Weniger Einfluss auf Fischer scheint der Nebenbuhler Bernini's, der wildgeniale Francisco Borromini, gehabt zu haben, der durch die masslosen Uebertreibungen, Verschnörkelungen und Verkröpfungen, ein richtiger Vertreter des Zopf- oder Barokstyles gewesen, den von unseren drei Meistern am prägnantesten Hildebrand zum Ausdruck brachte. Nach längerem Aufenthalte in Italien kehrte Fischer nach Oesterreich zurück und begab sich nach Wien, wo er vom Kaiser Leopold zum Lehrer der Architektur bei dem Erzherzog Josef,

nachmaligen Kaiser Joseph I. berufen wurde. Der erste bedeutende Auftrag, den Fischer erhielt, war auch, wie ich in verschiedenen Werken angegeben finde, der Gunst des Kaisers zu danken, er ging dahin, den Plan zum Lustschlosse Schönbrunn zu entwerfen. Der Plan war kühn und grossartig, allein er ist niemals zur Ausführung gekommen und das Lustschloss, wie es thatsächlich vollendet wurde, gibt nur eine ungenügende Andeutung des ursprünglichen Planes. Genug, es machte dem Baukünstler die Bahn frei, der nun in rascher Folge eine Reihe von Bauten theils selbst ausführte, theils entwarf, die heute noch hervorragende Zierden Wiens bilden und auf die ich detaillirt zurückkommen werde. Bernhard Fischer starb 1724. Um Fischer ganz zu würdigen, genügt es nicht — er theilt dies Loos mit Schinkel und so vielen anderen seiner berühmten Collegen — blos seine zur Ausführung gelangten Werke zu betrachten, sondern man muss auch seine Entwürfe kennen, in denen seine künstlerische Individualität ungebrochen zu Tage tritt. Einige dieser Pläne hat Fischer in einem Werke *) veröffentlicht, das im Jahre 1721 in Wien erschien und woran er sechzehn Jahre gearbeitet hatte. Dasselbe führt den Titel „Entwurf einer historischen Architektur“ und enthält in vielen Theilen u. A. das Schloss Schönbrunn, den Eugen-Palast in der Himmelpfortgasse, den Trautson-Pallast und die kaiserlichen Stallungen.

Dominik Martinelli war in demselben Jahre wie Fischer zu Innsbruck geboren und gewann gleichfalls seine Ausbildung in Rom. Ursprünglich zum Priester bestimmt, wandte er sich

*) Weiss. „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken.“

später vollständig der Kunst zu und wurde Lehrer der Architektur an der Akademie S. Lucas in Rom. Von Italien begab er sich nach Deutschland, und verweilte einige Zeit an dem Hofe von Mannheim; er kam erst im höheren Lebensalter nach Wien und starb da im J. 1718.

J. Hildebrand wurde im J. 1666 in Genua geboren, verlebte seine Jugend in Italien und ging mit General Bräuner nach Wien, wo er eine ausserordentliche Thätigkeit entfaltete und im J. 1730 starb. Vom Kaiser, in dessen Dienst er getreten, wurde er in den Adelsstand erhoben.

Von allen Bauten Fischers hat mich von jeher am meisten die Pfarrkirche zu St. Carl entzückt; die Kirche macht einen so edel-heiteren und anmuthigen Eindruck wie ein griechischer Tempel; frei und leicht erhebt sich die langgestreckte, mit einer Laterne gekrönte Kuppel, deren Umfriedigung freilich einen kleinen Anhauch vom Zopfigen hat. Prächtig ist der säulengetragene Porticus mit seinem auf mässig verladenen Gebälke ruhenden Giebel. Neben dem Porticus ragen hundert fünf Fuss hohe Säulen empor, die mit kleinen Kuppelaufsätzen abschliessen, welche über weit ausladenden, etwas derb gedachten Kapitälern sich wölben; neben diesen Säulen erheben sich zwei niedere Glockenthürme mit kühn gedachten Bogenhängen und in reich gegliederter, mit dem Ganzen eurythmisch zusammenklingender Architektur. Die grossen Säulen sind in gewundenen Reliefs aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus geschmückt, die wohl nur eine dekorative Bedeutung beanspruchen können. Wie sehr die Silhouette jener von Maria di Salute in Venedig ähnlich, fiel mir erst vor

Kurzem wieder auf, als ich in einer sternenhellen Nacht aus dem oberen Geschosse eines Hauses in der Theresianumgasse einen Ausblick über die im Mondlicht schwimmende Stadt machte; da wurde einen Moment die Täuschung so stark, dass ich mich thatsächlich in die Lagunenstadt versetzt glaubte. Dieser Adel der Formen ist ein getreuer Ausdruck der ebenso maassvollen als reichen Schönheit des Inneren. Stets wird man es zu beklagen haben, dass man aus Mangel an Erfahrung oder, wenn man lieber will, an ästhetischem Feingefühle bei der Neugestaltung Wiens sich die Gelegenheit entgehen liess, dieses schöne Baudenkmal als monumentalen Abschluss eines weiten Ausblickes zu benützen; anderswo hätte man Häuserreihen niedergedrückt, um das herrliche Werk für eine grosse Sehweite freizulegen, hier hat man Häusercolonnen aufgeführt, um es damit so zu verstellen, dass es gerade von der schönsten Seite des modernen Wiens nicht zu sehen ist; diesen Solitär unter den Bauwerken der Zopfzeit musste man so fassen, dass er unter den architektonischen Schmuckgegenständen Wiens eine auffallende und hervorragende Stelle eingenommen hätte!

Bei den Werken Fischer's ist zu bemerken, dass ein grosser Theil derselben nach seinen Plänen von seinem Sohne Josef Emanuel ausgeführt wurde, doch sind, wie in einschlägigen Schriften wiederholt betont wird, die Gränzen der Thätigkeit beider Künstler schwer festzustellen, der Umstand, dass dem jüngeren Fischer allgemein die Schöpfung des Hofstallgebäudes zugeschrieben wird, genügt, um die Art seines Talentes als eine weit weniger weittragende zu kennzeich-

nen; er arbeitete im Geiste seines Vaters fort, aber es gebrach ihm die Originalität und der Schwung seines Vorbildes.

Als die bedeutendste Arbeit Fischer's, nächst der Carlskirche, sind wohl die von ihm vorgenommenen Erweiterungen der Hofburg zu nennen. Leider liess Kaiser Carl VI. nur einen Theil der ihm vorgelegten Pläne und Bruchstücke zur Ausführung bringen, so entstand die prächtige Reichskanzlei mit den kühn gedachten beiden Durchfahrten, die zu den schönsten Portalen Wiens gezählt werden müssen; die ausserordentlich lebensvoll und kräftig entworfenen plastischen Gruppen an den beiden Thoren sind von Mathielly in Sandstein ausgeführt und stellen sie mächtig an die Seiten der Thore vortretend den Kampf des Hercules mit dem Antäus und Busiris und dessen Kampf mit dem nemäischen Löwen und dem kretensischen Stier vor. Auch die Reichskanzlei, die unvollendet gebliebene Rotunde gegen den Michaelsplatz mit dem mächtigen Kuppelbau, die nun ausgebaut werden soll, die Winterreitschule und die Hofbibliothek auf dem Josefsplatze sind B. Fischer's Werke. Der Trautson'sche Pallast, heute Eigenthum der ungarischen Nobelgarde auf dem Neubau in der Hofstallstrasse, in den Jahren 1720 bis 1730 nach dem Entwurfe seines Vaters von Josef Emanuel gebaut ist durch Grossartigkeit der Anlage, das schöne Treppenhaus und den reichen Schmuck der Façade ausgezeichnet; der Pallast des Prinz Eugen in der Himmelfortgasse, gegenwärtig Hotel des Finanzministeriums, hat ein imposantes Vestibul, ein diesem entsprechendes Stiegenhaus und präch-

tige Innenräume; ebenso kommt im Palais des Ministerium des Innern in der Wipplingerstrasse das grosse Talent des Meisters wirksam zum Ausdruck.

Zu den grossen Anlagen, an denen die bedeutenden Eigenschaften der Baukünstler der Zopfzeit recht augenfällig hervortreten, zählen auch das von Bernhard Fischer geplante und von Josef Emanuel ausgeführte Schwarzenberg-Palais und das von Hildebrand 1643 — 1724 gebaute Belvedere; letzteres ist vielleicht die bedeutendste grosse Anlage Wiens. Von dem schönen Portale am Rennweg, bis zum Ausgang gegen den Südbahnhof ist die Profilierung sämtlicher Bauten eine äusserst glückliche und das Schloss ist in seinen Hauptgliedern mit dem feinsten Sinn für Betonung der Verhältnisse gedacht. Wäre der Bau nicht so überladen, er würde einer der schönsten jener Zeit genannt werden müssen; aber freilich tritt der Barokstyl hier in einer Verwegenheit auf, die näher besehen, dem Schlosse ein kunterbuntes, äusserst unruhiges Ansehen verleiht. Da quirlen Ornamente aller Art so lustig durcheinander, dass sie eher ein Verbergen als ein Hervorheben der einzelnen Bauglieder erzielen. Das über ein mit Akroterien überschmücktes, üppig dekorirtes Gesims steil ansteigende Dach des Mittelbaues, der gegen den Garten blickenden Façade, die Erker mit den Kuppeln, die zurückweichenden Nebenflügel mit lesenartigen Rahmungen der Fenster, welche in dem Mittelbau und an den Erkern durch fortlaufende Pilaster gebildet sind; die glatten toskanischen Säulen am Vestibul, die Balustern an der Altane und an der Terrasse, die hoch oben unmotivirt aus der Hauptfaçade

vorragenden Karyatiden, die überall herausragenden Verkröpfungen, Unter- und Ueberschneidungen, all das bildet eine Mannigfaltigkeit, die durch Uebertreibung aus einem Vorzug zu einem Fehler wurde. Diese Rüge musste um so schärfer ausgesprochen werden, als auch das wenig geübte Auge der Laien an den einzelnen in grotesker Wunderlichkeit sich vordrängenden Formen sich stossen muss und diese ganz richtige Empfindung Leute, welche über dem überwiegenden Detail das Ganze leicht übersehen, dazu verleiten könnte, wegen der Einzelheiten ungerecht oder unempfindlich für die Schönheit und den genialen Wurf der Gesamtanlage zu werden und in solcher Weise das Kind mit dem Bade zu verschütten. Dieselbe Grossartigkeit der Anlage finden wir wieder an dem gleichfalls von diesem Künstler im Jahre 1694 erbauten Liechtenstein'schen Palais in der Schenkenstrasse, doch ist es von weit einfacherer und edlerer Architektur, namentlich das Hauptportal in der Schenkenstrasse, das Vestibul und die Stiegenhalle machen einen würdigen, ja grossen Eindruck. Baroker ist wieder das für den Grafen Daun im Jahre 1710 von diesem Architekten auf der Freieung gebaute, nunmehr dem Fürsten Kinsky gehörige Palais gerathen; es hat glückliche Verhältnisse ist aber überladen ornamentirt.

Von Dominik Martinelli ist der Zahl nach auch nur Weniges aber; Treffliches in Wien geleistet worden; der von ihm geplante Liechtenstein'sche Gartenpallast in der Rossau, der von Alex. Christian aus Innsbruck ausgeführt wurde, ist durch hübsche Gliederung der Façade, das prunkvolle Stiegen-

haus und durch den auf achtzehn Marmorsäulen ruhenden und mit Fresken des Malers Andreas Pozzo geschmückten Saal des ersten Stockwerkes als bedeutendes Bauwerk charakterisirt. Sehr anmuthig wirkt der als Abschluss des Gartens erbaute Pavillon, zu welchem eine schönprofilirte Treppenanlage führte, die aber leider nicht mehr besteht.

Die glänzende Thätigkeit dieser Meister hatte aber nicht jene Nachwirkung, welche man hoffen konnte. Einige der in der nächsten Zeit, nachdem sie von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit abgerufen worden, entstandenen Bauwerke, verathen zwar noch ihren Einfluss, so die Bauten Ferdinand's von Hohenberg, der Fries'sche, gegenwärtig Pallavicinische Pallast auf dem Josefsplatze mit dem imposanten von gewaltigen Karyatiden getragenen Portale, die leicht und luftig im Garten zu Schönbrunn sich erhebende Gloriette, das freilich im Zusammenhalt mit den gothischen und romanischen Theilen sich wunderlich genug ausnehmende Portal der Michaelskirche; auch die von Dietrich und Enzenberger erbaute Universität (gegenwärtig Akademie der Wissenschaften) mit der eben nicht sehr glücklichen Façade, der schönen Halle im Erdgeschosse und dem grandiosen Saale im ersten Stockwerke; das Gebäude wurde unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia errichtet.

Aber wie gesagt, die Baubewegung verlor an künstlerischem Schwunge sehr bald nach dem Heimgange Fischer's und seiner oben genannten Genossen; es half nichts, dass man durch Gründung einer Abtheilung für Architektur an der Akademie der bildenden Künste der unproduktiven Flau-

heit abhelfen und eine stylgerechte Ausbildung der Architekten anbahnen wollte; die nächste Zukunft brachte, wie ich schon oben angedeutet, nur Halbes, Ungenügendes. So blieb es bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, da machte sich wie in Frankreich und in Deutschland die Rückkehr zum Classicismus geltend. Leider war Wien nicht so glücklich, Männer wie Langhans, Asmus Carstens, Schinkel zu besitzen; unser Schinkel war Nobile, dessen Ideal Vitruvius war und der etwas von der trockenen, die mathematische Regelmässigkeit über alles schätzenden Art der römischen Baulehrten überkommen.

Nobile, ein Schweizer von Geburt, der seine Studien in Rom gemacht, kam zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Wien und wurde an die Architekturschule der Akademie als Professor berufen und später als Direktor und überdies als Hofbaurath angestellt. Nobile war eine echte, feingebildete Künstlernatur, aber er setzte seine ganze Kraft darein, die Alten nachzuahmen und strebte nicht wie eine tüchtige schöpferische Kraft thun müsse, die überbrachten Formen aufzunehmen und in origineller Weise umzugestalten, so dass sie unseren Sitten und Bedürfnissen entsprechen. Er war ein ehrlicher, getreuer und gewissenhafter Nachahmer, sein Wirken also so wenig belebend und befruchtend, wie seine Werke eigenthümlich oder genial. Dies zeugen auch seine Werke, das Burgthor mit seiner streng dorischen Säulenordnung und der Theseustempel im Volksgarten, eine sklavische Nachahmung seines Vorbildes in Athen, das von allen Bauten der Akropolis bekanntlich deshalb am besten

erhalten ist, weil es zur Zeit der Kreuzzüge die Ehre hatte einer Statue des heiligen Georg als Gehäuse zu dienen.

Dass die Zeit der Regierung Kaiser Franz I. eine für die bauliche Entwicklung Wien's dürre und wenig erspriessliche war, zeigen die wenigen damals entstandenen Bauwerke; Nüchtern, sparsam, unter bureaukratischer Bevormundung gebaut, sind sie alle, vom Münzamt und der alten Nationalbank bis zum polytechnischen Institut der bauliche Ausdruck einer sich selbst genügenden und sich selbst beschränkenden Epoche, welche das Mittelmass als das zumeist erstrebende Ziel in allen Dingen beobachtete. Wer lange genug zurückdenkt, um sich genau zu erinnern, wie damals alle kaiserlichen Lustschlösser verwahrlost waren, wie verstümmelt die Statuen in den Gärten im Belvédère, in Schönbrunn u. s. w. aussahen, der wird begreiflich finden, dass das, was man ersichtlich von oben her als völlig unnütz betrachtete, die Verschönerung der Gebäude und Gärten, auch in der Bevölkerung nicht besonders gepflegt wurde.

Gerade die Leute, welche in dieser Richtung etwas hätten thun können, thaten nichts; je reicher der Bürger war, desto länger überlegte er es sich, bis er einen Groschen d'rauf wendete, sein Leben schön zu gestalten; man überliess es dem hohen Adel diesfalls sich zu zeigen, der aber hatte schon damals nicht mehr so viel Geld wie vor Zeiten und musste das, was die Güter brachten und meist noch etwas mehr darauf wenden, um ein „Haus“ zu machen.